

Unser Planet.

B l ä t t e r

f ü r

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

U n t e r h a l t u n g s b l a t t .

N^o 160.

(VII. Jahrgang.)

D i e n s t a g , den 5. Juli.

1836.

Ein Ball zur Zeit Ludwig's XIV.

(Aus dem Französischen.)

Im Mai des Jahres 1661, zwei Monate nach dem Tode des Cardinals Mazarin, war ein Ball bei der jungen Gräfin von Soissons, der Nichte dieses verstorbenen Ministers. Ludwig XIV. liebte die Leute von trüber Laune nicht; er hegte einen wahren Abscheu vor der Trauerkleidung. Der Tanz war seine Leidenschaft; er excellirte in dieser Kunst, und die Gräfin Olympia, welche in dem Benehmen des Prinzen gegen sie einige Abkühlung bemerkte, beschloß, sich bei Hofe wieder vollkommen in Gunst zu setzen, indem sie einen glänzenden Ball gab, um den Antritt ihres Amtes, als Oberintendantin bei der Königin, zu feiern. Wie sehr wünschte sie sich zu diesem Mittel Glück, als der König eines Abends bei Monsieur lächelnd zu ihr sagte:

»Frau von Soissons, die Schächer tanzen bei der Wiederkehr des Frühlings, also wollen Wir, daß Ihr Fest ein ländliches sey und werden selbst dabei als Thyrsis erscheinen.«

Dann neigten Se. Majestät sich zu dem Ohre der Gräfin und flüsterten:

»Meine liebe Olympia, ich werde ihnen meine Musici schicken.«

An dem Balltage fand man das Hotel der Gräfin von Soissons in ein Zauberbosquet verwandelt. Die Mauern und Decken waren unter dichtem Laubwerk versteckt; die Gallerieen glichen den symmetrischen Alleen eines Parks und die Thüren schienen dichte Hagebuchehecken zu seyn. Die Girandolen streckten ihre Arme wie Riesensplanzen empor, und strömten in funkelnden Blüthenbüscheln ihr Licht aus. Die Stufen der Treppen waren mit frischem Rasen bedeckt, und alle Rosen von Fontenay lagen entblättert auf dem Boden, um von den Füßen der flüchtigen Tänzer zertreten zu werden. Die Gräfin hätte gewiß ihre Diener als Faunen gekleidet, wäre

der ganze Hof maskirt erschienen; aber man fürchtete die Frömmigkeit der jungen Königin zu beleidigen, deren Vorkater zu streng war, um eine Maskerade noch nach dem Carneval zu erlauben. Um aber nicht allein verkleidet zu erscheinen, wollte der König, daß eine Quadrille von vier Schächern mit ihren Schächerinnen den Ball eröffnen sollte. Man wählte dazu die hübschesten Frauen und die Blüthe der Ritterschaft; Baptiste componirte die Musik, und die Quadrille wurde mit der größten Heimslichkeit eingeübt.

Der König tanzte den ersten Tanz mit Mademoiselle Louise von Orleans, einen sehr schönen Tanz, eigens zu dieser Gelegenheit einstudirt. Die Schönheit des königlichen Thyrsis machte alle weibliche Herzen lebhafter klopfen. Nie trug das Ideal eines Schächers, wie sie in den Schriften der damaligen Zeit seufzten, seinen Hirtenstab mit mehr Anmuth und Leichtigkeit. Die Damen sahen die süßen Visionen ihrer Hirtenlectüre verwirklicht; sie lächelten, indem sie leise verliebte Lobsprüche flüsterten; ihre schmachtenden Augen schienen dem Prinzen bei seinen Pas zu helfen, und ihn in den schwierigsten Stellungen zu unterstützen, als bedauerten sie, daß so anmuthige Glieder sich einer solchen Anstrengung unterzogen. Ihr Schweigen glich einer köstlichen Träumerei. Sie vergaßen ihre Nebenbuhlerschaft, ihre Eifersucht und ihre Zwißigkeit; sie vergaßen sich selbst, denn jetzt konnten sie weder glänzen, noch die Blicke des Königs auf sich ziehen. Der König tanzte. Sie wußten nicht mehr, wo sie genug Aufmerksamkeit und Theilnahme für ein solches Schauspiel hernehmen sollten.

Als der Tanz beendigt war, stellte sich der König an die Seite der jungen Königin, um der Quadrille zuzusehen, welche Meister Baptiste componirt hatte. Auf ein Zeichen des Königs gaben die Violinen das Signal. Drei Ritter, als Schächer gekleidet, traten auf, ihre Schächerinnen am Arme. Es waren die Herren von Guiche, von Lude und von Villeroi. Aber der vierte

Länger erschien nicht; die Herzogin von Valentinois erhob ihre linke Hand, die Niemand zu ergreifen kam, und trat dann auf ihren Platz, indem sie ganz überrascht sagte:

»Wo bleibt denn Herr von Villequier?«

Sogleich wiederholte die Menge schüchtern den Namen Villequier's; die Blicke suchten nach allen Richtungen den vierten Schächer, ohne den die Quadrille nicht getanzt werden konnte. Die Ceremonienmeister liefen durch die Säle, indem sie den verirren Tänzer mit kläglichem Stimmeln riefen. Die Umstehenden waren von Entsetzen ergriffen, denn der König runzelte die Stirn und seine Unzufriedenheit war sichtbar. Die Violinen hatten schon zwei Mal das Ritornell gespielt. Die Angst des Hofes erreichte den höchsten Gipfel, als in der Ferne einige Stimmen riefen, daß der Herzog von Villequier noch nicht angekommen sey. Obgleich die Wirkung der Quadrille durch das Ausbleiben des vierten Tänzers unüberbrücklich gestört seyn mußte, ließen doch die Ungebildeten des Königs, und dessen Befehl, den Tanz zu beginnen, keine Wahl frei. Die Herren von Guiche und von Villeroi eröffneten mit ihren Damen die Quadrille, ohne zu wissen, wie die grausame Scene endigen würde, und ließen den Herzog von Lude in einer an Verzweiflung grenzenden Verlegenheit. Schrecken und Spannung verzerrten alle Gesichtszüge.

Plötzlich trat ein junger, unbekannter Mensch in der gewöhnlichen Hoffkleidung kühn unter der Menge hervor, und ergriff die Hand der Herzogin von Valentinois, die ihm freundlich zulächelte. Und geschickt tanzte er alle die Figuren, die der Balletmeister erfunden hatte, und die von den Theilnehmern der Quadrille mit der größten Heimlichkeit eingeübt worden waren. Er schien nicht nur Alles zu errathen, was der Tanzmeister angeordnet hatte, als mache irgend ein Dämon ihn plötzlich mit den Geheimnissen des Hofes bekannt; sondern man hätte auch aus der Gewandtheit und Leichtigkeit seiner Bewegungen schließen können, daß er sich über die angestrengten Studien seiner Mitbürger lustig mache, und sich über sie emporschwinge, wie der Dichter über den Prosaischen. Er fügte dem Thema des Erfinders geschmackvolle Verzierungen hinzu, die eben so zusammengesetzt und schwierig waren, als die andern, die er aber als ein bloßes Spielwerk zu betrachten schien. Die Einbildungskraft des Meisters war weniger fruchtbar und kühn gewesen, als die Weine dieses Unbekannten sich zeigten.

(Fortsetzung folgt.)

Reise durch unser Planetensystem.

(Von Dr. Nürnberg.)

(Schluß.)

Endlich darf in unserem Reiseberichte nicht unerwähnt bleiben, daß Jupiter vier Monde hat, welche

man schon mit mittelmäßigen Fernröhren erkennt. Sie müssen dem Nachthimmel ihres Hauptplaneten eine schöne Zier gewähren; bei weitem prächtiger und imposanter erscheint aber letzterer den Bewohnern dieser Monde. Der dem Jupiter nächste (erste) Mond J. B. sieht den Jupiter an Oberfläche gegen 1400 Mal größer als wir die Sonne: er kann ihm das ganze große Sternbild des Orion verdecken, und nimmt beim Auf- oder Untergange den 18ten Theil des Horizontes ein. Man kann auch hiernach abnehmen, daß die Formen des Lebens und schauenden Genießens auf den übrigen Körpern unseres Planetensystems sehr von demjenigen verschieden sind, worauf wir uns auf der Erde beschränkt finden.

»In einer mehr als neunmal größern Entfernung von der Sonne als die Erde,« fährt unser Reisebeschreiber hiernächst fort, »durchwandelt Saturn seine Bahn in einer Zeit von fast 30 Jahren.« Man erkennt ihn an seinem matten, weißen Lichte, und er erscheint ziemlich unansehnlich, obwohl er die Erde an Oberfläche gegen hundert Mal übertrifft. Auch dieser Planet ist mit solchen Äquatorialstreifen bedeckt, wie Jupiter; sie sind sogar noch breiter, zeichnen sich aber durch ihre Farbe weniger von der übrigen Scheibe aus. Ohne Zweifel gehören sie der Atmosphäre des Saturn an, und man wird auf ihre Natur und Entstehung die nämliche Analogie anwenden können, welche wir in dieser Beziehung beim Jupiter angeführt haben.

Aus der Beobachtung einiger solcher constanten Flecken des Saturn's hat man die Rotation dieses Planeten gleich 10½ unserer Stunden gefunden; und diese schnelle Umschreibungsbewegung einer so großen Kugel hat denn auch wieder eine sehr bedeutende Abplattung zur Folge, welche schon der ältere Herschel auf $\frac{1}{10}$ bestimmte. Dasselbe Himmelsgesetz erstreckt sich also mit seinen Folgen über das ganze Planetensystem; jede neue Beobachtung bestätigt es, und bürgt für die Richtigkeit der früheren.

Außer den sieben Monden, welche den Saturn umkreisen, ist dieser Planet bekanntlich noch von einem concentrischen dünnen flachen Ringe umgeben, welcher ein bewundernswürdiges Phänomen abgibt, das in dem ganzen Gebiete der Astronomie nicht seines Gleichen hat. Dieser Ring fällt in die (erweiterte) Ebene des Saturn's Äquators, schwebt aber frei um seinen Planeten, gleichsam als wenn dieser, in seiner ganzen Rundung, eine, von keinerlei Pfeilern unterstützte Brücke, oder, wenn man will, ein Gewölbe, umgibt. Es scheint, als wenn bei der ursprünglichen Formation Saturns, dieselbe Kraft, welche die Polarabplattung dieses Planeten bewirkt hat, auch im Stande gewesen sey, einen Theil seiner Äquatorialmasse loszureißen und zu diesem Gewölbe auszudehnen; und diese Vermuthung erhält dadurch viel Gewicht, daß man am Saturn wirklich noch eine zweite Art von Abplattung in der Richtung seines Äquators bemerkt, gleichsam, als wenn da dasjenige Stück Volumen fehle, woraus sich das Ringgewölbe gebildet habe. Den dadurch entstehenden merkwürdigen Bezug zwischen dem Saturn,

seinen sieben Trabanten und diesem seinen Ringe, schil-
dert Niemand so kräftig als Herschel, der sich freilich
mit der Beobachtung desselben lange genug beschäftigt hat.
»Saturn,« sagt er (Phil. Transact. f. 1805. II. 272.)
»eine der reichhaltigsten und außerordentlichsten Erschei-
nungen am Himmel! Eine prächtige Kugel, von einem
staunenswürdigen Ringe umfaßt, begleitet von sieben Sa-
telliten, geziert mit Streifen um den Aequator; abge-
plattet in der Polar- und der Aequatorialzone; wechsel-
weise verfinstert den Ring und die Trabanten und von
ihnen verfinstert, aber auch alle Theile des Saturnsystems
gegenseitig nach Umständen einander Licht zuwerfend:
Ring und Mond erhellend die Nächte des Saturnbewoh-
ners, Planet und Trabanten beleuchtend die dunkeln Theile
des Ringes, Planet und Ring rückwärts die Mondhälfte
mit dem reflectirten Lichte der Sonne bestrahlend, welche
desselben zur Zeit der Conjunctionen beraubt sind! Welche
Natur! welch' ein Schauspiel!« — Wie viel Abweichendes
aber hiernach die ganze planetarische Lebensform des
Saturns von der irdischen haben muß, so deutet eine
andere Erscheinung doch auch wieder auf eine gewisse
Ähnlichkeit hin. Man hat nämlich deutlich beobachtet,
daß diejenige Polarzone dieses Planeten, welche eben Win-
ter hat, beständig heller und weißer als die andere er-
scheint — ein Phänomen, welches wieder zu bestimmt an
unsern Schnee mahnt, als daß diese Analogie von der
Hand gewiesen werden könnte. Freilich aber müssen diese
Massen Saturnschnees ungeheuer seyn, daß sie aus einer
so bedeutenden Entfernung, welche, bei der größten An-
näherung Saturns und der Erde, doch noch immer 150
Millionen Meilen beträgt, wahrgenommen werden können.
Allein man muß dabei bedenken, daß das Jahr Saturns
fast 30 unserer Jahre, und also ein dortiger halbjähriger
Polarwinter 15 Jahre dauert, binnen welcher langer Zeit,
unter übrigens begünstigenden Umständen, wohl allerdings
eine große Schneeanhäufung erfolgen kann. Mit der ge-

hörigen Einschränkung scheint mir das »tout comme
chez nous!« hier recht am Platze.

Nach dem, was die Natur solchergestalt für den so
weit entfernten Saturn gethan hat, wird man schon ver-
muthen, daß auch der Grenzplanet unseres Systems:
Uranus, zu welchem uns unser Führer jetzt schließlich
geleitet, von ihm nicht vernachlässigt worden sey. In der
That sprechen auch schon die bis jetzt entdeckten 6 Monde,
— deren Zahl sich, bei weiterer Vervollkommnung un-
serer Teleskope, gewiß noch vermehren wird, da diese
Zahl der Trabanten überhaupt mit der Entfernung der
Hauptplaneten von der Sonne zu wachsen scheint, und
Saturn deren bereits 7*) aufweist, — eine zu deutliche
Absicht wohlthätiger Fürsorge für die Erleuchtung der
Nächte dieses Planeten aus, als daß man von diesem
Umstande nicht auf weitere Anordnungen zum Besten ge-
nießender und denkender Uranusbewohner schließen sollte.
Nur unsere außerordentliche Entfernung von diesem Plane-
ten, welche selbst zur Zeit der Opposition, da er uns am
nächsten ist, noch gegen 350 Millionen Meilen beträgt,
verhindert uns an genaueren, dießfalligen Beobachtungen;
aber die Analogie bürgt dafür, und ihre Schlüsse drin-
gen mit Sicherheit in eine Entfernung, welche von den
schärfsten Fern-Instrumenten nicht mehr erreicht wird.

Diese reizende Gewissheit von unendlicher Verschieden-
heit der Natur und den Lebensformen auf den mehrfachen
Planeten unseres Systems ist das anmuthige Hauptresultat,
welches wir der vorliegenden Himmelsreisebeschreibung
verdanken. Es wird hoffentlich hinreichend seyn, um die
Leser zur Wiederholung der ganzen Tour, an der Hand
des Reiseführers selbst, zu bestimmen.

*) Wir bemerken, bei dieser Veranlassung, daß der 6. und 7.
Saturnstrabant, welche seit ihrem Entdecker Herschel, von
keinem Himmelsbeobachter wieder hatten aufgefunden werden
können, nach einer uns eben zukommenden Nachricht von dem
Berliner Astronomen Beer wieder gesehen worden sind. N.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Bilder aus Paris.

Pariser Bälle. Im letzten Winter waren die Bälle
in Paris mehr als je an der Tagesordnung — könnte man
sagen, wenn sie nicht gewöhnlich bis tief in die Nacht dauerten,
ja bis gegen Morgen.

Die Ballsucht ging diesmal vom königlichen Schlosse, von
den Tuilleries aus. Der König wollte sich einmal, wider seine
Gewohnheit, glänzend und lustig zeigen, wenigstens bis dahin,
wo der unheimliche Fieschi-Proceß anging. Der hohe carlistische
Adel fing an, etwas weniger zu schmollen, sich etwas weniger
zu isoliren, er schien, sich Louis Philipp nähern zu wollen;
diese gute Stimmung mußte benutzt werden. Die Faubourg
St. Germain erschien nach mehrjähriger Entfernung zum ersten
Male wieder in den reich beleuchteten Sälen des Palastes. Die
Minister folgten dem Beispiel ihres Herrn; auch ihre Zimmer
öffneten sich zahlreichen Gästen und ertönten von Ballmusik.

Selbst der Kronprinz, Herzog von Orleans, noch sehr ange-
griffen von seinem Siegeszuge gegen Ab.dul-Kader, gab eine
rauschende Ballnacht. Und obgleich von den acht Kindern des
Königs nur die Herzöge von Nemours und Montpensier, 14 und
11½ Jahr alt, noch zu den Kindern gerechnet werden können,
so durfte doch ein Kinderball, der von 8½ Uhr Abends bis
halb 1 Uhr Nachts dauerte, in den Tuilleries nicht fehlen.

Der Premier-Minister, Hr. Thiers, gab einen glänzen-
den Ball, wobei seine Gemahlin und deren Mutter — die
ganze Familie ist gut bürgerlich — mit allgemein gerühm-
tem Anstand die Honneurs machten. Wenige Tage nachher brach
das Ungewitter der Rentenconversion los; Hr. Thiers hätte
beinahe aufgehört, Minister zu seyn, und die reichen Möbels
seiner Säle wären bei einem Paar aus dem Hotel fortgeschafft
und die prachtvollen Kronleuchter, die zu den Saloppaden ge-
leuchtet, still über die Straßen getragen worden.

Das Hotel Frn. Guizot's, damals noch Minister für

den öffentlichen Unterricht, war für Bälle gar nicht geeignet. Es mußten daher den unbequemen und unscheinbaren innern Gemächern dieses altväterischen Gebäudes elegante neue Piecen angereiht, Alles wohnlicher, feiner, großartiger eingerichtet werden. Nach dem Ball wurden diese Zuthaten größtentheils wieder abgebrochen, ja Hr. Guizot, von der leidigen Rentenreduction verdrängt, verließ sein Ministerhotel und zog sich in eine bescheidene Privatwohnung zurück.

Der Adel der Vorstadt St. Germain feierte ein großes Ballfest in den geräumigen Sälen des Theaters Ventadour. Die Billets waren nur zu hohen Preisen zu haben. Der Ertrag war bestimmt, die Familien zu unterstützen, die durch die Julirevolution in ihren auf die Civilliste eingewiesenen Einkünften verloren hatten.

Zum Besten der vertriebenen oder ausgewanderten Polen wurde ebenfalls ein großer Ball gegeben, der zahlreich besucht war.

Die Zuhilfenahme waren gewöhnlich von einigen Tausend Gästen belebt, und es ist natürlich, daß dabei das Gedränge groß war und die Bedienung nicht immer eine erwünschte seyn konnte. Die Lakaien vermochten mit ihren Erfrischungsplateaus nicht überallhin durchzudringen; daher wohl mancher eingeladene Ballgast einen hohlen Magen fühlte, dem er nichts bieten konnte, weil ihm nichts gereicht ward. So erzählt man von einem wohlbetheiligten Officier der Nationalgarde, der nebst seiner Ehehälfte ebenfalls einem solchen Balle beizuwohnte; aber man bot ihnen keine Erfrischung dar, und zu fordern, oder gar zu nehmen, hielten sie für unschicklich. Als sie es aber vor Hunger zuletzt gar nicht mehr aushalten konnten, ergriff der Officier, ein ehrlicher Pariser Bürger, eine ihm nahe befindliche Schüssel mit Schwaare, brachte sie schnell seiner Frau zu, und sagte: Prends toujours, ma bonne; le respect n'exige pas que nous périssions de faim. Die Frau Officierin ließ sich das nicht zweimal sagen und langte herzhast zu.

Als sich die erste, diesmal ungewöhnlich strenge, Winterkälte einstellte, waren besonders die Armen in Paris übel daran, deren es bekanntlich dort Legionen gibt. Es wurde daher Mode, Bälle für die Armen zu geben, um ihnen Holz und Nahrung zu verschaffen. Mit einem Balle für das 12te Arrondissement, wurde der Anfang gemacht. Kaum war die Ankündigung desselben erfolgt, als von anderen Arrondissements für ihre Armen ebenfalls Bälle verlangt wurden. Warum, hieß es, wollt ihr nur für jene Armen tanzen, und nicht auch für uns? Die ministeriellen Blätter mußten, um die Salouise zu beschwichtigen, förmlich auseinanderlegen, daß es im 12ten Arrondissement mehr Arme gebe, als anderswo, und daß dort mithin der Tanz vorzugsweise nöthig sey. Dadurch gab man sich nun zwar für den Augenblick zufrieden; aber die Maires einiger anderen Stadtbezirke hatten doch nicht eher gute Zeit, als bis auch sie einen Subscriptionsball ankündigten. So waren denn eines Morgens an allen Straßenecken der Hauptstadt Zettel angeklebt mit der Meldung in großen Buchstaben: Bal au profit des indigens du 6e Arrondissement à Paris, le 4 Fevr., à l'Opéra. Der Maire dieses Arron-

dissements hatte sich mit dem Obristen der 6ten Legion der Pariser Nationalgarde vereinigt, um zum Besten der Armen seines Bezirks einen recht glänzenden Ball nebst Concert in den Räumen des großen Opernhauses zu veranstalten. Der Director der Oper hatte den Saal dazu unentgeltlich hergegeben. Die Zettel verkündigten: „Rossini wird in dem Concert die Sänger auf dem Piano begleiten, Sylphiden werden ein Ballet, und die Sänger der Oper einige Scenen aus alten französischen Opern aufführen. In dem Tanzsaal wird eine Lotterie stattfinden, mit Gewinnsten für die an dem Ball theilnehmenden Damen. Das Entreebillet kostet 10 Francs (etwa 2 Speciesthaler). Zur Auswahl für die gewinnenden Damen sind im Foyer ausgestellt: 1) drei schöne Caschemischawls, 2) drei elegante Parüren, 3) ein Kaminaufsatz vom neuesten Geschmack; und außerdem noch zwei andere Gegenstände gleichen Werthes. Es sind nur drei Gewinnnummern; jede Gewinnerin aber kann unter den ausgestellten Sachen wählen. Jede eintretende Dame erhält zwei gleichbezeichnete Loose; das eine wirft sie in's Glücksrad, das andere behält sie für sich. Die Ziehung findet Statt zwischen 12 und 1 Uhr Nachts, und die Gewinnerinnen nehmen ihre Gewinne sofort in Besitz.“ Für dieses große Ballfest waren fünfzig Vorsteherinnen ernannt, die in den Zeitungen öffentlich, nach Namen und Straße, bekannt gemacht worden sind. Unter Ihnen z. B. die Baronin Rothschild (rue Laffitte Nro. 7.), Madame Francois Delessert, eine Banquiersfrau (rue Montmartre 176) Gräfin Montalivet, (place Vendôme 9), Madame Escribe, die Gattin des bekannten Lustspiel dichters (boulevard du temple 11). Diese Vorsteherinnen heißen Dames patronesses, und wer kann einer schönen Frau, die ein Ballbillet anbietet, etwas abschlagen! Uebrigens kommt jetzt in den höheren und höchsten Pariser Circeln die Satoppade mehr und mehr aus der Mode. Kaum entschließt sich eine fashionable Tänzerin noch zu einem Ballger, und es scheint die Zeit nicht mehr fern, wo man wieder zu der ehrbaren Quadrille, und wohl gar zur anständigen alten Menuet zurückkehren wird.

Impromptu an Amanda, als Sie Almosen einsammelte.

Du gabst der Bitte gern Gehör,
Bei diesem Mahl zu sammeln für die Armen;
Im heitern Kreis gingst du umher,
Aus Deinen Blicken sprach Erbarmen.
Freigebig ward der Geiz sogar,
Ein Jeder brachte seine Spende
Selbstsüchtig Dir, Amanda, hin,
Damit Dein blaues Augenpaar
Nach ihm sich freundlich lächelnd wende;
Bei jeder Gabe Dein Gesicht
Ein milder Heil'genschein umschimmert,
Doch ihr Verdienst ward uns verkümmert,
Denn Menschenliebe war es nicht,
Die, ohne Zaubern, sie Dir brachte,
Man gab aus Eigennutz sie hin,
Denn — welch' ein köstlicher Gewinn —
Dein Rosenmund dem Geber lachte. K. M.